

Brauchen wir eine neue Spiritualität des Lesens?

Der Begriff Spiritualität hat in jüngster Zeit eine merkwürdige Karriere gemacht. Theologisch schien er eher auf dem Abstellgleis. Das Lexikon für Theologie und Kirche kennt ihn nur als Verweisstichwort. Aufgegriffen hat ihn die esoterische Bewegung. Für sie ist der „spirituelle Weg“ ein Aufstieg zu höherem Bewußtsein, das die platte Normalität der Erfahrung hinter sich läßt. Die Visionssuche nord-amerikanischer Indianer, die Suche nach dem Heiligen Gral im Mittelalter, die Suche der Alchimisten nach dem Stein der Weisen – in den verschiedensten Traditionen erkennt man Spiritualität und leitet daraus Praktiken ab, um mit dem Übersinnlichen in Beziehung zu treten.

„Da setzt nun die Unterscheidung dieser Spiritualität von der christlichen ein“, schreibt Karl Ledergerber. „Es hat sicher seinen guten Sinn, die durch den Materialismus verdrängten alten geistigen Werte und Bemühungen der Kulturen wieder anzuerkennen. Aber die Gefahr der Verwechslung mit dem christlichen Geist-Verständnis, das Jesus Christus gelehrt hat, ist groß. Der entscheidende Unterschied liegt darin, daß auf der einen Seite die menschlichen Anstrengungen in Riten, Mythen, Meditation, Trancezuständen usw. zur vollen Vergeistigung der Menschen führen sollen, während Jesus Christus die Botschaft von der Erlösung durch Gottes höchste Geisteskraft brachte.“¹ Besorgten Lesern sei hier versichert, daß dieser Beitrag von der Spiritualität im herkömmlichen Sinn handelt. Es geht um die Frage, wie eine Theologie des Lesens² umgesetzt werden kann in die Lebenserfahrung des modernen Menschen.

Vielleicht muß auch noch ein anderes Mißverständnis abgewehrt werden. Man könnte annehmen, es ginge in diesem Beitrag um „Spiritualisierung“ im Sinn eines Gefühlschristentums, das mehr auf das persönliche Gotteserlebnis als auf Gott selbst aus ist. Goethe schildert in „Dichtung und Wahrheit“ Susanne von Klettenberg als Vertreterin dieser Richtung. „Ihre liebste, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, aus sich selbst machen kann, woran sich dann die religiösen Gesinnungen anschlossen, die auf eine sehr anmutige, geniale Weise bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen.“³ In die Entwicklung des Wilhelm Meister paßte diese Denkungsart nicht hinein. Sie schien Goethe aber als Manifestation des Humanum so wichtig, daß er ihr in seinem Bildungsroman ein eigenes Kapitel gewidmet hat: die „Bekanntnisse einer schönen Seele“, die die Entstehung (und Überwindung) dieser introvertierten Frömmigkeit nachzeichnen.

Das darin geschilderte Leseerlebnis ist aufschlußreich. Die Erzählerin stand mit der Herrnhuter Gemeinde eine Zeitlang in engem Kontakt und geriet so an das Ebersdorfer Gesangbuch des Grafen Zinzendorf. „In dem Mangel aller äußeren Ermunterungsmittel ergriff ich wie von ungefähr das gedachte Gesangbuch und fand zu meinem Erstaunen wirklich Lieder darin, die, freilich unter sehr seltsamen Formen, auf dasjenige zu deuten schienen, was ich fühlte. Die Originalität und Naivität des Ausdrucks zog mich an. Eigene Empfindungen schienen auf eine eigene Weise ausgedrückt; keine Schulterminologie erinnerte an etwas Steifes oder Gemeines. Ich war überzeugt, die Leute fühlten, was ich fühle, und ich fand nun mich sehr glücklich, ein solches Verschen im Gedächtnis zu halten und mich einige Tage damit zu tragen.“⁴

Um eine solche Bestätigung frommer Gefühle kann es nicht gehen, wenn von der Spiritualität des Lesens die Rede ist. Das wird schnell deutlich, wenn man diese Schilderung Goethes vergleicht mit einigen Leseszenen aus der Bibel des Alten und Neuen Testaments.

Umkehr des Herzens

Bei Ausbesserungsarbeiten im Tempel wurde, wie das zweite Buch der Könige berichtet, das Gesetzbuch wieder gefunden. Der Schreiber Schaphan las es dem König Joschija vor. „Als der König die Worte des Gesetzbuchs hörte, zerriß er seine Kleider und befahl...: Geht und befragt den Herrn für mich, für das Volk und für ganz Juda wegen dieses Buchs, das aufgefunden wurde. Der Zorn des Herrn muß heftig gegen uns entbrannt sein, weil unsere Väter auf die Worte dieses Buchs nicht gehört und weil sie nicht getan haben, was in ihm niedergeschrieben ist“ (2 Kön 22, 11–13). Er versammelte das ganze Volk, ließ vor ihm den ganzen Inhalt des Buchs vorlesen und erneuerte den Gottesbund. Die Lektüre des Gesetzbuchs wurde zum Ausgangspunkt einer durchgreifenden religiösen Reform. Die Wiederbegegnung mit der Heiligen Schrift erzeugt Erschütterung und Reue. Das emotionale Element der Schilderung ist also nicht zu übersehen. Aber es ist nur Durchgangsstation für die tätige Umkehr des Herzens.

Das Gegenbild ist die Verhärtung des königlichen Herzens, von dem Jeremia berichtet. Jojakim ließ sich vom Schreiber im Winterpalast das Prophetenwort vorlesen. „So oft nun Jehudi drei oder vier Spalten gelesen hatte, schnitt sie der König mit dem Schreibermesser ab und warf sie in das Feuer auf dem Kohlenbeken, bis das Feuer auf dem Kohlenbecken die ganze Rolle verzehrt hatte. Niemand erschrak, und niemand zerriß seine Kleider, weder der König noch irgendeiner seiner Diener, die all diese Worte gehört hatten“ (Jer 36, 23f.). Weil die Betroffenheit verweigert wird, kommt der Zorn Gottes über das Haus des Königs herab. So wenig also die Spiritualität des Lesens als eine gefühlshafte Schöngeste-

rei mißverstanden werden darf, so wenig darf die subjektive Reaktion ausbleiben, sonst kann der Mensch von Gottes Wort nicht ergriffen werden.

Bereits im Alten Testament kommt das „Lesen unter Tränen“ vor, von dem die Frömmigkeitsgeschichte immer wieder berichtet. Als Esra vor dem Wassertor das Gesetzbuch des Mose vorlas, weinte das ganze Volk, bis die Leviten es beruhigten: „Seid still, denn dieser Tag ist heilig. Macht euch keine Sorgen“ (Neh 8,11). Das Leiden am eigenen Versagen schlägt um in die Freude an Gottes Zuspruch. Bei Augustinus wird uns dieser charakteristische Umschlag von Trauer in Freude wieder begegnen.

Die Rolle des Lesemeisters

Der Vorleser ist in allen alttestamentalischen Szenen eine entscheidende Figur. Auch Jesus begegnet uns in dieser Rolle. Wie er für sich selbst mit der Schrift umgegangen ist, wird nicht überliefert. Der einsame Leser kommt erst am Ende des Neuen Testaments vor, genau an der Schwelle, an der das frühe Christentum die Grenze des Judentums überschreitet.

Seine Isoliertheit wird in der Apostelgeschichte eigens hervorgehoben. Philip-pus begegnet dem äthiopischen Kämmerer in einer „einsamen Gegend“. Unge-wöhnlich ist auch, daß der Kämmerer – offensichtlich ein Proselyt – eine Schrift-rolle im persönlichen Besitz hat und daß er, fast wie ein moderner Manager, die Zeit der Heimfahrt „ausnutzt“, um sich in den Jesaja-Text zu vertiefen. An einer Stelle hatte es sich festgebissen. Der Fortgang der Handlung ist bekannt: Philip-pus steigt auf, verkündigt ihm die frohe Botschaft von Jesus, wobei er von dieser Schriftstelle ausgeht. Schriftlesung und Schriftgespräch führen zur Taufe. Und der Kämmerer „zog voll Freude weiter“ (Apg 8, 26–40). Wiederum der Um-schlag in die Freude, die dem erleuchteten Leser geschenkt wird.

Die Kämmerer-Perikope wird gern dafür ins Feld geführt, daß private Bibel-lektüre unbedingt exegetischer Begleitung bedürfe. So schreibt Rudolf Pesch: „Verstehst du, was du liest?“ Der Kämmerer ist so frei zu gestehen, daß er nicht versteht, was er liest. Er beweist eine Freiheit, die heutige Leser selten haben: Ihm fehlt ein Hodeget, ein ‚Wegführer‘, der ihn in das Verstehen einführen würde... Ohne ein Wegegeleit bleibt nach Darstellung der Apostelgeschichte der Leser al-lein mit seinem Unverständnis.“⁴⁵ Freilich ist das keine Rechtfertigung für Bibel-philologie und so ist es auch von Rudolf Pesch nicht gemeint. Der Geist schickt dem Kämmerer keinen „Schriftgelehrten“, sondern, wie es ausdrücklich im Text heißt, einen „Verkündiger“. Schließlich hat auch Jesus, als „Hermeneut in eigener Sache“ (Eugen Biser), den Emmaus-Jüngern nicht den Literalsinn der Schrift er-klärt.

Der Lesemeister muß auf den Kern der Sache führen, die Botschaft von der be-

freienden Erlösung. Er hat eine wichtige Funktion. Aber ist er schlechthin unentbehrlich? Gibt es auch eine Offenbarung an seiner Instanz vorbei? Eine Unmittelbarkeit des Lesers zu Gott? Zu dieser Frage führt die berühmte Leseszene, die Aurelius Augustinus in seinen „*Confessiones*“ erzählt.

Der persönliche Leseweg zu Gott

Der merkwürdige Anruf „Nimm und lies“ erreicht Augustinus in abgrundtiefer Depression. Er erinnert sich, daß sein Freund Alypius durch eine zufällige Begegnung mit einem Wort aus dem Matthäusevangelium seine Lebensbestimmung gefunden hatte und er schlägt in gleicher Erwartung den Römerbrief auf. Unmittelbar, ohne Interpretation, trifft ihn die Antwort, so als habe Paulus den Satz für ihn geschrieben: „Ich wollte nicht weiterlesen, es war auch nicht nötig; denn bei dem Schluß dieses Satzes strömte das Licht der Sicherheit in mein Herz ein, und alle Zweifel der Finsternis verschwanden.“⁶

Mit Augustinus beginnt in der Glaubensgeschichte eine neue Linie. Neben der benediktinischen Frömmigkeit, die eingebettet ist in das strenge Ritual der Liturgie, tritt eine Frömmigkeit, die das persönliche Gespräch mit Gott sucht. Ausdruck dieser Entwicklung ist die Geschichte der Gebetbücher, die neben den offiziellen Meßbüchern entstehen und zur privaten Andacht einladen. So entfaltet sich in den Klöstern eine verinnerlichte Lesekultur, die im Zeitalter der *Devotio moderna* und danach unter dem Einfluß der Reformation auch in die Laienfrömmigkeit eindringt.

Wie man, in Abgrenzung gegenüber dem „objektiven“ Gebet, lesen sollte, die Frage also einer spirituellen Methodik, kommt damit in die Diskussion. So gibt Anselm von Canterbury seinen „*Orationes*“ folgende Leseweisung mit auf den Weg: „Ich habe sie verfaßt, um den Geist des Lesers anzuregen zur Gottesliebe, zur Gottesfurcht und zum Nachdenken über sich selbst. Darum darf man sie nicht oberflächlich oder rasch lesen, sondern langsam und mit aufmerksam verweilendem Nachdenken. Auch soll der Leser nicht versuchen, jedes Gebet ganz zu lesen, sondern nur soviel, wie nach seiner Erfahrung genügt, um die Gebetsglut anzufachen; denn dazu sind sie geschaffen.“⁷ Die lesende Begegnung mit Gott bedarf also einer besonderen Einstellung. Das ist auch die Lehre des Thomas von Kempen, der das fromme Lesen scharf abgrenzt gegen den wissenschaftlichen Umgang mit der Bibel. „Unsere Neugier hindert uns oft am Lesen der Schrift, weil wir erkennen oder erforschen wollen, was wir in Einfalt hinnehmen sollten. Willst du Gewinn haben, lies demütig, einfach und treu, und wünsch dir niemals den Ruf der Gelehrsamkeit.“⁸

Abgrenzungen

Was schon im christlichen Hoch- und Spätmittelalter notwendig war, brauchen wir heute um so mehr: Diese Abgrenzung des meditativen Lesens von allen anderen Leseformen. Lesen deckt heute die verschiedensten Inhalte ab: Sich die Zeit vertreiben, lernen, Informationen suchen, sich vergewissern, recherchieren, die Phantasie beflügeln, träumen, nacherleben, sich ergreifen lassen, einen ästhetischen Zauber genießen... Worin liegt das Charakteristische des *spirituellen* Umgangs mit dem Buch?

Bloß intellektuelles Lesen führt sicher nicht zum Ziel. Wo die Lektüre nur den Verstand oder gar nur die Neugierde beschäftigt, erreicht sie nicht die Tiefe des Selbst. Lektüre, die nur schöne Empfindungen weckt, bleibt gleichfalls an der Oberfläche. Nur ein Lesen, das den *ganzen* Menschen erfaßt, schafft die Voraussetzung für die Umkehr des Herzens. Spiritualität des Lesens heißt: *Lesen mit Konsequenz*. Normales, alltägliches Lesen ist unverbindlich, es ist Teil des Unterhaltungsbetriebs, der mit der Zustellung der Morgenzeitung beginnt. Lesen kann auch Tätigkeiten auslösen, aber die sind oft beruflich programmiert. Weil solche Leseerfahrungen vorherrschen, stößt die Spiritualität des Lesens in unserer Zeit auf besondere Schwierigkeiten. Darüber muß man sich klar werden.

Das beginnt schon mit dem Problem, sich ruhig und uneingeschränkt einem Text zu widmen. Zeitung und Frühstück, Roman und Radio sind für die Zeitgenossen ebenso vereinbar wie Staubsaugen und Rundfunk hören, Fernsehen und Stricken. Mediennutzung neben anderer Tätigkeit ist modern, nicht zuletzt bei jungen Leuten, die sich sogar als Verkehrsteilnehmer durch einen Walkman rhythmisch beschallen lassen. Der Mensch wird heute zur unaufmerksamen Rezeption geradezu dressiert. Hinzu kommt die Geräuschkulisse durch die Technik. Auto- und Maschinenlärm verfolgen einen bis in den Schlaf. Es ist heute gar nicht so einfach, der schlichten Weisung des Thomas von Kempen zu folgen: In angulo cum libello. In welchen Winkel soll man sich zurückziehen, in dem es einfach still ist? Wenn man ihn aber findet – kann man diese Stille überhaupt aushalten?

Leistungsdenken hat auch die Lesegeohnheit geprägt, vor allem in den Büroberufen. Ein großer Teil dieser Arbeit besteht in „Textverarbeitung“: möglichst schnell, möglichst gerafft, möglichst auf den Punkt gebracht. In eigenen Kursen wird gelehrt, wie man in einer Zeiteinheit möglichst viele Buchstaben überfliegen und auffassen kann. Lesen mit der Stoppuhr gehört zur Managementqualifikation. Doch auch der durchschnittliche Magazin- und Zeitungskonsument wird zum Schlagzeilenspringen, zur Schnellinformation erzogen. Die Bildzeitung standardisiert die Lesekapazität eines Millionenpublikums, das nur noch einfachste Texte und Bildüberschriften erkennt. Allenfalls kann man 20–30 Wörter pro Minute verarbeiten. Der ausgereifte Buchleser kommt auf die 10fache Leseleistung⁹.

Die verschiedenen Schnelleseurse zielen darauf ab, die beim Lesen mitlaufende Motorik abzuschalten. Normalerweise spricht man beim Lesen die Worte innerlich mit. Dadurch wird der Rezeptionsrhythmus verlangsamt. Gelingt es, diese Vokalisierung zu unterdrücken, dann geht es einem ähnlich wie einem Biertrinker, der nicht mehr schlucken muß. Man kann viel mehr „Stoff“ in kürzester Zeit in sich hineinstürzen. Der Augensprung ist dann die einzige Körperbewegung.

Erich Schön hat in seinem Buch „Verlust der Sinnlichkeit“ gezeigt¹⁰, welche Verarmung dadurch eingetreten ist, daß man in der Neuzeit das Mitagieren systematisch aufgegeben hat, zum Beispiel das Mitsprechen, das Mitempfinden, die Gestik, die Spontanreaktion. Der moderne Mensch liest „mit abgeschalteten Sinnen“. Damit verliert aber das Gelesene seine Leibhaftigkeit, wie ja auch das Beten im Christentum oft zu einem intellektuellen Akt verkümmert ist.

Die Gottesbotschaft wird gewissermaßen zu einer Nachricht reduziert. Liegt es daran, daß sie oft nur noch die Gedankensphäre erreicht? Goethe hat den Prozeß dieser Entsinnlichung im Kontrast von Faust und Wagner dargestellt. Der „in seinem Museum gebannte“ Famulus hat das Gespür verloren für das „urkräftige Behagen“ der Worte, das die Herzen aller Menschen zwingt. Sprache ist zur trockenen Formel erstarrt. Geht es Gottes Wort nicht ähnlich, wenn es nur noch als Schriftzitat kursiert? Muß man nicht religiöse Texte wenigstens ab und zu einmal laut hören, damit sie in alle Sinne eingehen?

Gertrude und Thomas Sartory haben dazu folgende Erfahrung mitgeteilt: „Das Ohr ist ein unentbehrliches Empfindungsorgan, wenn es um heilige Texte geht, um geistliche Texte, um Texte, die nicht nur den Intellekt informieren, sondern die Seele bewegen sollen. Alles, was vom Laut lebt – auch alle Dichtung – muß laut werden, um auf diese Weise nach innen dringen zu können. Das gilt vor allem von der Bibel. Nicht umsonst heißt es, daß Glauben vom Hören kommt. Der eigentliche ‚Sitz im Leben‘ für das alternative Lesen ist die kleine Runde, in der einer vorliest und die anderen lauschen.“¹¹ Das Meditieren in gemeinsamer Runde mag nicht jedermanns Sache sein. Man kann sich auch selber vorlesen. Das hat den Vorteil, daß man den Rhythmus der Rezeption selbst bestimmt.

Im Dialog mit dem Text

Verweilendes Lesen ist schon für Anselm von Canterbury das Schlüsselproblem. Er dispensiert ausdrücklich davon, eine Oratio zu Ende zu bringen. Die Aufnahme soll nicht nach äußeren Lesenormen, wie sie zum Beispiel durch den gemeinsamen Vollzug der Liturgie gesetzt werden, sondern durch das eigene Bedürfnis gesteuert werden. Verweilendes Lesen hat etwas vom Spaziergehen an sich. Man überläßt sich ungeplanten Entdeckungen, fühlt sich zu nichts verpflichtet.

tet. Gegenüber ihren Büchern haben viele Menschen diese Freiheit nicht. Aus der Leserschaftsforschung kennt man den Druck, der von „nicht genutzten“ Büchern ausgeht. Der Wert einer Bibliothek wird nach der Zahl der gelesenen Seiten gemessen. Ein „lesender Spaziergänger“ kann auf diese Weise nicht entstehen. Auch hier muß also die Spiritualität des Lesens durchgesetzt werden gegen einen Konsumzwang, der auch das literarische Leben erfaßt hat.

Es gibt übrigens auch einen typisch religiösen Lesekonsum. Er äußert sich darin, daß man natürliche Reaktionen unterdrückt, weil es sich doch um einen frommen Text handelt. In schmunzelnder Übertreibung berichtet eine Anekdote von einem Pfarrer, der einem Schwerkranken ein Wilhelm-Busch-Album ausgeliehen hat. Als er sich eine Woche später nach der Lektüre erkundigt, bekommt er zu hören: Wenn ich nicht gewußt hätte, daß das das Wort Gottes ist, weil Sie es mir gebracht haben, ja dann hätte ich doch manchmal laut lachen müssen... Im Ernst, kommt man in einen existentiellen Dialog mit einem Text, wenn man über seine eigenen Einwände hinweggeht? Kann man die Paradoxie des Himmelreichs begreifen, wenn man sich nicht spontan auf die Seite der Arbeiter stellt, die nach des Tages Mühe den gleichen Lohn empfangen wie die Arbeiter der letzten Stunde?

Meditatives Lesen zielt nicht auf östliche Versenkungspraxis, in der schließlich jeder Widerspruch sich auflöst, sondern auf ein redliches Ringen um Aneignung. In dem Roman „Sansibar“ von Günther Andersch begegnet Gregor der Figur des lesenden Klosterschülers von Barlach. Sie erinnert ihn an die Stunden unentwegter, gefesselter Lektüre in der Lenin-Akademie. Er vermutet zunächst eine Wahlverwandtschaft. „Aber dann bemerkte er auf einmal, daß der junge Mann ganz anders war. Er war gar nicht versunken. Er war nicht einmal an die Lektüre hingegeben. Was tat er eigentlich? Er las aufmerksam. Er las genau. Er las sogar in höchster Konzentration. Aber er las kritisch. Er sah aus, als wisse er in jedem Moment, was er da lese. Seine Arme hingen herab, aber sie schienen bereit, jeden Augenblick einen Finger auf den Text zu führen, der zeigen würde: das ist nicht wahr. Das glaube ich nicht. Er ist anders, dachte Gregor, er ist ganz anders. Er ist leichter, als wir waren, vogelleichter.“¹²

Die neue Spiritualität des Lesens ist kein Mittel der Disziplinierung. Der fromme Leser bleibt ein unbequemer Kopf. Freilich ist seine Kritik kein intellektuelles Spiel, kein „methodischer Zweifel“, sondern Indiz für eine existentielle Auseinandersetzung. Wo diese Lesetiefe nicht erreicht wird, kann die Lebenswandlung nicht stattfinden. Jesus läßt in der Emmaus-Perikope die Einwände der Jünger, die Karfreitag und leeres Grab nicht vereinbaren können, in aller Ausführlichkeit zu Wort kommen, bevor er ihnen aufschließt, was die Propheten von ihm selbst gesagt haben. Er schlägt ihre Lese- und Lebenserfahrung nicht tot mit seiner österlichen Verkündigungsautorität, sondern holt sie in der Schrifterklärung dort ab, wo sie nicht mehr weiter wissen. Darum brannte ihr Herz, als er mit ihnen redete. Darum kehrten sie um.

Wie Jesus selbst mit der Schrift umgegangen ist, wird nicht berichtet. Daß er aber strenge Maßstäbe an das Lesen anlegte, läßt sich indirekt schließen aus den Streitreden, die bei den Synoptikern überliefert sind. Der Vorwurf „Habt ihr nicht gelesen...“ läuft darauf hinaus, daß man die Verbindung von Wort und Wirklichkeit nicht hergestellt hat, ein Vorwurf, den er auch den Emmaus-Jüngern nicht erspart. Dort spricht er von der Trägheit des Herzens, die die Umsetzung der Prophetenworte in die Präsenz des Glaubens blockiert.

Wie sich die Wandlung konversionsartig abspielen kann, haben große Gestalten der Glaubensgeschichte von Augustinus bis Edith Stein beschrieben. Die Regel wird freilich eine Annäherung in vielen kleinen Schritten sein, die im einzelnen kaum anzugeben sind, sich aber im Lauf der Zeit zu jener Reifung addieren, die das Ziel der Spiritualität des Lesens ist.

Der Umgang mit Dichtung kommt dieser Leseerfahrung am nächsten. Viele Autobiographen schildern, wie ein Autor oder ein Kunstwerk wesentliche Wandlungen bewirkt haben. Dichtung kann das Leben verändern. Etwas von dieser dichterischen Kraft muß auch Jesus in seiner Verkündigung besessen haben, wie einige Exegeten annehmen. Er gewann nicht nur durch seine Gedanken, sondern auch durch die Art, sie darzustellen. So ist es konsequent, daß man in der Glaubensgeschichte versuchte, auch diese Wirkung weiterzugeben. Viele Handschriften könnten als eine „optische Nachdichtung“ der biblischen Botschaft bezeichnet werden, die nicht nur an den Kopf, sondern an alle Sinne appelliert.

Wenn eine neue Spiritualität des Lesens entstehen soll, kommt es also nicht nur auf den Leser an, sondern auch darauf, daß Bedingungen geschaffen werden, die zum verweilenden Lesen inspirieren. Eine religiöse Lesekultur hängt auch davon ab, wie Texte verfaßt, hergestellt, vervielfältigt und verbreitet werden.

Bedingungen einer religiösen Lesekultur

Im Vordergrund steht das Problem der sprachlichen Vermittlung. Sie leidet darunter, daß Schriftsteller, deren Denken, Reden und Tun ausschließlich oder vorwiegend vom Stil einer geschlossenen religiösen Umwelt bestimmt wird, keinerlei Erfahrungen über (gute und schlechte) Redewendungen der „Welt“ sammeln können, schrieb Franz Calvelli-Adorno 1965 in einer Studie über die religiöse Sprache¹³. Seine Kritik ist noch nicht überholt. Freilich wurzeln die Probleme nicht nur in der Spannung zwischen innerkirchlicher und innerweltlicher Erfahrung, sondern auch in einer wohl nie ganz aufhebbarer Spannung zwischen Orthodoxie und Prophetie – das Dilemma der Mystiker. So schrieb Mechtild von Magdeburg: „Ich fürchte Gott, wenn ich schweige, und ich fürchte unverständige Menschen, wenn ich schreibe.“¹⁴

In der katholischen Kirche wurde dieses Dilemma noch verschärft durch die

jahrhundertelange Zensurpraxis, die den Autor zwang, Aussagen durch Verkläuterungen und Einschränkungen „unangreifbar“ zu machen. Daß die zündende Kraft des Gedankens darunter gelitten hat, konnte man zumindest in vorkonziliarer Zeit leicht feststellen, wenn man Texte aus katholischer und evangelischer Feder miteinander verglichen hat. Zur Spiritualität des Lesens gehört auch ein Klima, das den Autor nicht, bewußt oder unbewußt, zwingt, zuerst an den kontrollierenden Amtsbruder zu denken und dann erst an den Leser.

Der Textgestaltung durch den Verlag kommt, gerade im optischen Zeitalter, eine nicht weniger bedeutsame Rolle zu. Ein gedankenlos heruntergesetztes Buch wird kaum zum verweilenden Lesen einladen. Religiöse Buchkultur ist kein Luxus, sondern eine Weiterführung der klösterlichen Bibliophilie mit modernen Mitteln. Sollte es nicht auch einen Preis für die schönsten *religiösen* Bücher geben, um in der Kirche die Sensibilität für die Schriftwerdung des Wortes zu stärken und Verlage zu ermutigen, den modernen Herstellungstechniken, die alle auf rationale Massenfertigung ausgelegt sind, eine unpräntentöse Würde abzutrotzen?

Schließlich ist es auch eine Frage, wo und wie man religiösen Büchern begegnet. Hier könnten die viel gescholtenen esoterischen Buchläden einen Hinweis geben. Wenn man sie von der lärmenden Straße aus betritt, merkt man sofort, daß man in eine andere Atmosphäre kommt, eine Atmosphäre der Ruhe und Sammlung, die sich auf den Leser überträgt. Räucherstäbchen und meditative Hintergrundmusik tun ein übriges, um diese Stimmung zu verstärken. Das wird dem konfessionellen Buchhandel gewiß nicht zur Nachahmung empfohlen. Wohl sollte man aber prüfen, ob die religiösen Bücher in einem Umfeld angeboten werden, das sich vom schnellebigen Geschäft mit seinen Tagesaktualitäten abhebt, so daß der Interessent spürt: Hier geht es um Literatur anderer Art.

Die Gestaltung dieser „Andersartigkeit“ dürfte auch ein Kernproblem der kirchlichen Büchereien sein, die ihre Existenz schließlich nicht davon ableiten, daß sie das Gleiche noch einmal tun wie die meist besser ausgestatteten kommunalen Büchereien am Ort. Können sie zu Pflanzstätten für eine neue Spiritualität des Lesens werden? Sicher nicht als isolierte Ausleihstationen, sondern nur in Verbindung mit einem Pastorkonzept, das auch auf die Förderung einer religiösen Lesekultur in der Gemeinde abzielt. Mit der regelmäßigen Bestückung des Schriftenstands oder der Bereitstellung ehrenamtlicher Helfer für den Bibliotheksdienst ist es nicht getan. Der Christ muß in seiner Pfarrei erfahren, in der Verkündigung und vor allem in der Gruppenarbeit, daß Lesen ein Heilsweg ist.

Der private Akt des Lesens unterliegt auch gruppendynamischen Gesetzen. Wenn der Leser sich auf seine Lektüre zurückzieht, bezieht er dennoch einen guten Teil seiner Motivationen aus seiner Umgebung. Wenn um ihn herum der Umgang mit dem Buch abstirbt, dann können sich selbst starke Lesemotive nur noch schwer behaupten. Andererseits stimuliert das Lesevorbild die Bereitschaft, Geld, Kraft, Konzentration und Phantasie in Lektüre zu investieren. Wenn der Pfarrer

in Predigt und Gespräch sich als jemand ausweist, der sich trotz seiner Inanspruchnahme nicht vom Lesen abbringen läßt, öffnet er manchem Gemeindemitglied die Tür zum religiösen Buch.

Wichtiger ist noch, daß der Pfarrer Gelegenheit bietet zum Austausch von Leseerfahrungen, zu Diskussionen über strittige Neuerscheinungen und zum gelegentlichen Gespräch mit Autoren, Buchhändlern und Bibliothekaren. Wenn hier die Pfarrbücherei als Veranstalter auftritt, macht sie auf einfachste Weise darauf aufmerksam, daß sie nicht nur eine Versorgungsanstalt für Kinder ist, sondern daß sie dem reifen Christen einen Dienst anbietet, der von den konkurrierenden kommunalen Büchereien nicht geleistet werden kann.

Lesende und hörende Kirche

Die lesende Kirche ist inzwischen größer als die hörende Kirche. Während sich immer weniger Menschen sonntags unter der Kanzel einfinden, suchen immer mehr Menschen im religiösen Buch Rat und Hilfe. Ein Kompensationsvorgang? Eine Verlagerung von der personalen zur gedruckten Seelsorge? Der Einfluß der religiösen Bücher reicht weit über die Kirchenmauern hinaus.

Nach der vor zehn Jahren erschienenen Infratest-Studie „Religiöses Buch und christlicher Buchhandel“¹⁵ beschäftigten sich 26 Prozent aller Personen über 14 Jahren jährlich, 15 Prozent monatlich mit religiösen Büchern, abgesehen vom rituellen Umgang mit Bibel, Meß- und Gesangbuch. Unter den Katholiken steigt der Anteil sogar noch auf 32 bzw. 17 Prozent. Darunter findet man beträchtliche Minderheiten, die sich selbst als kirchenfern bezeichnen.

Gelesen werden religiöse Kleinschriften, Heiligenbiographien, Ehe- und Familienratgeber aus christlicher Sicht, Meditationsanleitungen, religiöse Sachbücher, christliche Romane und Erzählungen. Was erwarten die Leser, was machen sie aus der Lektüre für ihren Glauben? Hier wird das Bild unscharf. Die Untersuchung spricht von Orientierung über wichtige Zeitfragen, Bemühungen um psychologische Balance, Lebenssinn, Lebenshilfe, dogmatische Information, Begegnung mit anderen Weltreligionen. Aufschlußreich ist, daß es gerade existentiell schwierige Situationen sind, die zur religiösen Lektüre Anlaß geben: Krankheit, Niedergeschlagenheit, Verlust eines Menschen, Augenblicke der Entscheidung. Diese Aussagen lassen wenigstens ahnen, daß Bücher eine personale Wirkung haben, daß sie Begleiter auf dem Glaubensweg werden können, übrigens nicht nur für eine Oberschicht, wie die Zahlen ziemlich deutlich belegen.

Doch das alles müßte man genauer wissen, damit eine neue Spiritualität des Lesens eingepaßt werden kann in die Motive und Erfahrungen des heutigen Christen, für den die mediale Verkündigung eine so große Rolle spielt. Viel Nachdenken, viel Energie und viel Geld fließt in die Entwicklung einer „elektronischen

Verkündigung“. Was tut die Kirche, um das ureigenste Medium des Glaubens, das Buch, wirksam in ihr Pastoralkonzept einzubeziehen, nicht mehr als Gegenstand ängstlicher Observierung, sondern als Impuls, im Christsein zu wachsen?

Teresa von Avila, so berichtet Erika Lorenz, war eine leidenschaftliche Leserin. Sie exzerpierte eifrig und versah ihre Bücher mit Glossen und Anmerkungen. Zahlreiche Lese Früchte sind in ihren Schriften nachzuweisen. Ihre kleine Ordensschwester, Theresia von Lisieux, verkörpert den Gegentyp. „Wenn ich ein Buch aufschlage, und wäre es das schönste, das ergreifendste, so zieht sich mein Herz zusammen, ich lese, ohne zu verstehen, oder wenn ich's verstehe, so steht mein Geist still, und ich kann's nicht betrachten.“ Und im Anblick der Klosterbibliothek: „Wie würde ich mich ängstigen, hätte ich alle diese Bücher gelesen, ich hätte bloß den Kopf geschunden und kostbare Zeit verloren, die ich einfach damit verbracht habe, Gott zu lieben.“¹⁶

Es gibt ein verwegenes Christsein gegen das Buch, nicht freilich gegen die Schriftlesung, wie das Leben der Theresia von Lisieux zeigt. Aber in einer Welt, die auf die Totalalphabetisierung der Menschheit zugeht, dürfte die spanische Mystikerin das zeitgemäßere Vorbild werden.

ANMERKUNGEN

¹ K. Ledergerber, Was geht New Age die Christen an? (Freiburg 1988) 87.

² Brauchen wir eine Theologie des Lesens?, in dieser Zschr. 206 (1988) 539 ff.

³ Hamburger Ausgabe, Bd. 8, 339. Ebd. Bd. 7, 397.

⁵ In: Offenbarung durch Bücher (Freiburg 1986) 106 f.

⁶ Augustinus, Bekenntnisse, Buch VIII.

⁷ G. Achter, Das deutsche Gebetbuch im Mittelalter (Wiesbaden 1987) 17.

⁸ Thomas von Kempen, Nachfolge Christi (München 1986) 74.

⁹ E. Gehmacher, Buch und Leser in Österreich (Hamburg 1974) 8 f.

¹⁰ E. Schön, Der Verlust der Sinnlichkeit oder die Verwandlungen des Lesers (Stuttgart 1987).

¹¹ G. u. Th. Sartory, Alternatives Lesen, in: Heilkraft des Lesens (Freiburg 1982) 70.

¹² G. Andersch, Sansibar (Olten 1957) 55.

¹³ F. Calvelli-Adorno, Über die religiöse Sprache (Frankfurt 1985).

¹⁴ Mechthild v. Magdeburg, „Ich tanze, wenn du mich führst“ (Freiburg 1987) 10.

¹⁵ Religiöses Buch und christlicher Buchhandel (Als Ms. gedr.).

¹⁶ Zit. nach: H. U. v. Balthasar, Theresia von Lisieux (1950) 43.